

Maria Luft

Verfolgungserfahrungen in Breslauer „Judenhäusern“ an der Schwelle zur Deportation

Nach 1933 wurden Juden und Jüdinnen schrittweise aus dem deutschen Wirtschafts- und Berufsleben ausgeschlossen und schließlich auch aus dem städtischen Raum gedrängt. Das „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden“ vom 30. April 1939 (RGBl I, S. 864) nahm jüdischen MieterInnen den Mieterschutz. Schon ab Herbst 1939 wurden sie mancherorts in sogenannte „Judenhäuser“ eingewiesen,¹ die von den Behörden als solche bestimmt wurden. In der Regel waren es ehemalige Häuser jüdischer BesitzerInnen oder Häuser jüdischer Einrichtungen. Jüdische MieterInnen mussten fortan aus „arischen“ Häusern ausziehen bzw. andere Juden und Jüdinnen als UntermieterInnen in ihrer Wohnung aufnehmen. Ihre Vertreibung begann durch Zwangsumsiedlung und Konzentration innerhalb der Städte. Obwohl damit automatisch eine gewisse Ghettoisierung² einherging, sollte eine Ghettobildung im städtischen Raum ausdrücklich vermieden werden. Daher wurden meist einzelne Häuser in verschiedenen Straßen und Vierteln als „Judenhäuser“ ausgewählt.

In diesem Beitrag³ geht es um die Situation in den Breslauer „Judenhäusern“, die Bedeutung des Raumes „Judenhaus“ für die zwangseinquartierten

1 Zum Beispiel wurden 1939 jüdische MieterInnen in Dresden in 37 und in Leipzig in 47 „Judenhäuser“ zwangseingewiesen. Vgl.: Peter Kriedte, Vom verborgenen zum offenen Zwang – „Judenhäuser“ in Göttingen (1939–1942), in: Göttinger Jahrbuch 2016, Bd. 64, S. 141–164, hier 145. Im Rahmen der „Aktion Lauterbacher“ musste im September 1941 die jüdische Bevölkerung Hannovers in eines von 16 „Judenhäusern“ ziehen. Vgl.: Ebenda, S. 141.

2 So schreibt Tim Cole: „... ghettoization meant being trapped in a terribly overcrowded space. Ghettoization everywhere involved concentration, within an event that Elie Wiesel recalled as a progressive experience of a ‚shrinking‘ universe.“ Tim Cole, *Holocaust Landscapes, London–Oxford–New York–New Delhi–Sydney* 2016, S. 27.

3 Der Beitrag steht in Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt „Topographie der Shoah in Breslau/Wrocław 1933–1949“ an der TU Dresden (2018–2021), ein Ergebnisband ist für 2022 geplant: Tim Buchen / Maria Luft (Hrsg.), *Breslau/Wrocław 1933–1949. Studien zur Topographie der Shoah*, Berlin 2022 (i. E.).

Jüdinnen und Juden und seine Rolle im Kontext der Shoah in der Stadt Breslau, damals Hauptstadt der deutschen Provinz Niederschlesien, heute Wrocław in Polen. Für die Untersuchung wurden Dokumente des Archivs der Breslauer Synagogengemeinde im Archiv des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau (AŻIH), des Staatsarchivs (APW) sowie des Bauarchivs Breslau herangezogen, außerdem Zeugnisse von Überlebenden, die über Breslauer „Judenhäuser“ in autobiografischen Aufzeichnungen, Zeitzeugengesprächen und im Dokumentarfilm „Wir sind Juden aus Breslau“⁴ berichteten.⁵

Jüdische Wohngebiete in Breslau

Der Chronist Willy Cohn (1888–1941) schrieb über die jüdische Ansiedlung in Breslau in seinen Erinnerungen, dass „die Juden zuerst in ihrer Masse am Karlsplatz wohnten und dann allmählich in die neue Stadtgegend im Süden vordrangen. Zuerst war die Höfchenstraße besonders beliebt, vorher schon die Freiburger Straße, dann ging es nach der Körnerstraße und allmählich nach Kleinburg. Seit 1933 stehen die Möbelwagen, soweit es überhaupt noch Möbelwagen sind und nicht nur Handwagen, mit der Richtung entgegengesetzt.“⁶

Auch wenn die so beschriebene Entwicklung die jüdischen BreslauerInnen ab den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in die Stadtteile südlich und südwestlich der Altstadt zog, wohnten in der Zwischenkriegszeit nichtsdestotrotz Jüdinnen und Juden in allen Breslauer Stadtteilen. In der Zeit des Nationalsozialismus mussten die Breslauer Juden und Jüdinnen immer wieder ihre Wohnorte wechseln: zunächst aufgrund der Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Lage, dann aufgrund des neuen „Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden“ vom 30. April 1939. Nach Inkrafttreten des Gesetzes schrieb

4 Der Dokumentarfilm von Karin Kaper „Wir sind Juden aus Breslau“ – „We are Jews from Breslau“ – „Jesteśmy Żydami z Breslau“ hatte am 6. November 2016 in Breslau/Wrocław Premiere, siehe auch: www.judenausbreslaufilm.de [9. 3. 2022].

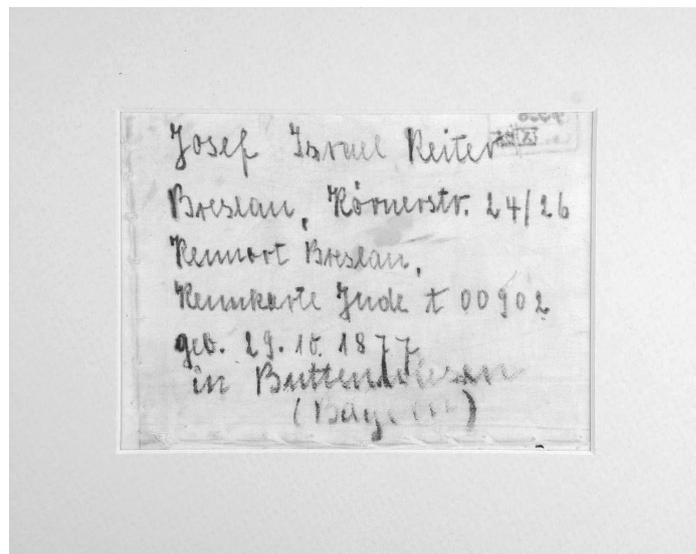
5 Die Untersuchung baut auf der zum Thema vorhandenen Forschungsliteratur auf. Zuletzt befasste sich Katharina Friedla in „Juden in Breslau/Wrocław 1933–1949. Überlebensstrategien, Selbstbehauptungen und Verfolgungserfahrungen“ (Köln–Weimar–Wien 2015) auch mit dem Thema der Breslauer „Judenhäuser“. Vor allem ist es den Rechtshistorikern Alfred Konieczny, Karol Jonca und Franciszek Połomski (Uniwersytet Wrocławski) zu verdanken, dass das Thema „Judenhäuser“ nicht vergessen wurde. In ihren Publikationen sind Quellen aus dem Staatsarchiv Breslau (Archiwum Państwowe we Wrocławiu, APW) dokumentiert, die im Original durch die Oderüberschwemmung von 1997 verloren gegangen sind.

6 Norbert Conrads (Hrsg.), Willy Cohn: Verwehte Spuren. Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang, Köln–Weimar–Wien 1995, S. 71.

die (gleichgeschaltete) Schlesische Tageszeitung am 10. Mai 1939, dass „Juden“ künftig in bestimmten Häusern zusammengefasst werden sollten, um das Ziel einer „möglichst vollständigen Trennung“ von „Juden“ und „Nicht-Juden“ zu erreichen. Zur konkreten Umsetzung des Gesetzes in Breslau erließ der Oberbürgermeister am 13. Juni 1939 die „Anordnung über die Anmeldung von Räumen nach Maßgabe des Reichsgesetzes über Mietverhältnisse mit Juden vom 30. April 1939“.⁷ Danach mussten schriftlich die an Nicht-Juden bzw. Nicht-Jüdinnen und die an Juden bzw. Jüdinnen vermieteten Räume inkl. der dort wohnenden UntermieterInnen angezeigt werden.⁸ Im Laufe des Jahres 1940 wurden die Folgen des „Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden“ und der Genehmigungspflicht von Untervermietungen immer deutlicher spürbar.⁹ Das zuständige Wohnungsamt der Stadt Breslau überließ schon im Juni 1940 die Unterbringung jüdischer Wohnungssuchender grundsätzlich der Jüdischen Kultusvereinigung Breslau¹⁰, die die vielen Menschen in Not unter sehr schwierigen Bedingungen in Häusern der Gemeinde oder von anderen jüdischen Trägern – etwa Stiftungen – unterbringen musste.

Kofferschild von Josef Reiter (geb. 29. 10. 1877 in Buttenwiesen/Bayern), der im April 1942 von Breslau nach Izbica deportiert wurde. Reiters letzte Adresse war das „Judenhaus“ in der Körnerstraße 24/26 in Breslau. Die Häuser in der Körnerstraße (heute ul. Trwała) wurden 1945 zerstört.

Sammlung des Staatlichen Museums Majdanek



- 7 Breslauer Gemeindeblatt 1, 17. 6. 1939.
- 8 Schlesische Tageszeitung, 18. 6. 1939: „Die Anzeigepflicht macht den Anfang. Auf dem Wege zur endgültigen Scheidung zwischen Juden und Arien – Eine Anordnung des Oberbürgermeisters“.
- 9 Schreiben v. 25. 1. 1940, S. 2, Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden 1940–1941 (Rejencja Wrocławska), APW 82/172/0/1.14/9976.
- 10 Ebenda, S. 32. Schreiben, 18. 6. 1940.

81 „Judenhäuser“ in Breslau

Wie in anderen Städten des Deutschen Reichs wurden auch in Breslau „Judenhäuser“ bestimmt. Der Prozess der Festlegung von 81 „Judenhäusern“¹¹ dauerte relativ lange, offensichtlich aufgrund widersprüchlicher Interessen der verschiedenen politischen Vertreter der Stadt, der DAF/NSDAP, der Stapoleitstelle und des SD. So wurde die seit September 1940 intensiv diskutierte Häuser-Liste erst ab März 1941 für verbindlich erklärt. Pläne, die Breslauer jüdische Bevölkerung an den Stadtrand zu drängen, wurden dabei verworfen, nachdem sich herausstellte, dass dort bessere, modernere Wohnungen zur Verfügung standen als im Zentrum. Andererseits sollten Juden und Jüdinnen nicht in der Altstadt präsent sein.

Hinzu kamen Ende der 1930er Jahre Überlegungen, auch für die „Gauhauptstadt Breslau“ (wie für Berlin und andere Städte) Umbaupläne für nationalsozialistische Großveranstaltungen mit einem Gauforum, einer Versammlungshalle und einer monumentalen Nord-Südachse bis zum Hauptbahnhof zu entwickeln.¹² Dieser Hintergrund wirkte sich auch auf die Überlegungen zur Auswahl konkreter „Judenhäuser“ aus. Am 17. September 1940 beschlossen die politischen Spitzenvertreter der Stadt, der DAF/NSDAP, der Stapoleitstelle und des SD:

„In allen Stadtgegenden werden Häuser, die in jüdischem Besitz sind und sich für eine Unterbringung von Juden eignen, festgelegt. In diesen werden dann die in den anderen Wohnungen befindlichen Juden untergebracht. Diese Konzentration des Judentums auf bestimmte Häuser in den verschiedensten Stadtteilen vermeidet einmal eine Ghettobildung, ist zum anderen nicht nur vom Gesichtspunkt der Wohnraumbeschaffung für die Arier, sondern auch von dem der Überwachung des Judentums aus gesehen, zweckmäßig. (Hinsichtlich Rundfunkabhören, Telefonbenutzung usw.).“¹³

Im „Interesse der Arisierung“ sollten Juden und Jüdinnen nicht mehr auf „arisierte“ Grundstücke eingewiesen werden. Somit konnten sie an den „repräsen-

11 Vgl. Liste der „Judenhäuser“ nach Alfred Konieczny, *Gettoizacja Ludności Żydowskiej we Wrocławiu w Latach 1940–1941*, in: *Miasta i prawo miejskie w rozwoju historycznym. Materiały VI Konferencji historyków państwa i prawa, Łądek Zdrój 9–11 września 2002*, Wrocław 2003, S. 151–159.

12 Vgl. Beate Störkuhl, *Moderne Architektur in Schlesien 1900 bis 1939. Baukultur und Politik*, München 2013, S. 363–364.

13 Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden 1940–1941 (Rejencja Wroclawska), S. 50–51, APW 82/172/0/1.14/9976.

tablen Straßen und Plätzen“ nicht mehr in Erscheinung treten. Dies galt beispielsweise für die Kaiser-Wilhelm-Straße (im April 1938 in „Straße der SA“ umbenannt), eine der zentralen Nord-Süd-Achsen, die von vielen Juden und Jüdinnen bewohnt wurde.

Die 81 festgelegten „Judenhäuser“ befanden sich verstreut in den gerne von Jüdinnen und Juden bewohnten Stadtvierteln, wozu auch einige wenige Adressen im Stadtzentrum gehörten (Junkernstraße 19, Häuser in der Antonien- und der Wallstraße). Dies verwundert nicht, da es sich bei den „Judenhäusern“ um Häuser in jüdischem Besitz und mit vorwiegend jüdischen BewohnerInnen handeln sollte, die sich dementsprechend vor allem in den bis dahin von Juden und Jüdinnen bevorzugten Wohngebieten befanden.¹⁴ Ausgesucht wurden vor allem solche Häuser, die für nicht-jüdische BreslauerInnen als nicht zumutbar oder unattraktiv eingestuft wurden, darunter auch soziale Einrichtungen und etliche Wohnheim-Stiftungen.

Zu Beginn der Realisierung der geplanten Einweisungen in „Judenhäuser“ lebten nur noch 9.231 Jüdinnen und Juden in der Stadt.¹⁵ Viele von ihnen verblieben weiterhin in ihren Wohnungen – Beispiele sind etwa die beiden Tagebuchschreiber Willy Cohn und Walter Tausk (1890–1941), die bis zu ihrer Deportation im November 1941 in ihren Wohnungen in der Opitz- bzw. Sadowastraße wohnten, oder Karla Grabowski (geb. Wolff, 1928) und ihre Familie, deren Haus der nicht-jüdischen Mutter und ihren Schwestern gehörte. Dennoch fanden eine massive Verdrängung der Breslauer Jüdinnen und Juden aus dem städtischen Raum sowie eine Ghettoisierung statt. Dies macht auch eine Postkarte eines älteren Breslauer Gemeindeglieds vom 25. September 1941 deutlich:

„Seit Juli wohne ich in einem Raum mit meinen Kindern. Das ist für sie und mich höchst unangenehm. Die Gemeinde, die die Wohnungslage zu erledigen hat, hat mich hintergangen. Sie hatte versprochen, eine Wand zu ziehen u. hinterher sich geweigert, die Kosten zu tragen. Alle Schwiegersöhne sind

14 Ähnlich war es in Wien, wo „die gekündigten MieterInnen in Wohnhäuser mit jüdischen EigentümerInnen eingewiesen [wurden], die sich vor allem im 1., 2., 9. und 20. Bezirk befanden – Stadtteile, die bereits vor dem ‚Anschluss‘ den höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil aufgewiesen hatten. Dort entstanden daraufhin sukzessive so genannte ‚Judenhäuser‘.“ Michaela Raggam-Blesch, „Sammelwohnungen“ für Jüdinnen und Juden als Zwischenstation vor der Deportation, Wien 1938–1942, in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), Forschungen zu Vertreibung und Holocaust, Wien 2018 [= Jahrbuch 2018], S. 81–100, hier 84.

15 Konieczny, Gettoizacja, S. 151.

nicht so liebevoll, wie die Ihrigen, so werden Sie begreifen, dass ich mich nicht wohlfühle. Meine letzten Tage hätte ich mir anders gedacht.“¹⁶

„Jüdische Wohngemeinschaften“

Im Mai 1941 drängte Gauleiter Karl Hanke (1903–1945) darauf, Breslau schneller „judenfrei“ zu machen. Als im Sommer 1941 aufgrund einer Wehrmachtsanforderung das Beate-Guttman-Heim in der Kirschallee 36a geräumt werden musste, wurden die fast 90 Bewohnerinnen und Bewohner auf Autos geladen und nach Tormersdorf (*Prędocice*) in der Lausitz gebracht. Dort richtete man eine „jüdische Wohngemeinschaft“ im ehemaligen Brüder- und Pflegehaus Zoar ein – tatsächlich handelte es sich um eine Art Internierungs- oder Sammelager. Möbel und persönliche Gegenstände, die die HeimbewohnerInnen nach Tormersdorf mitnehmen durften, konnten in den beengten Verhältnissen oft gar nicht verwendet werden. So berichtet der anonyme Postkartenschreiber:

„Das Beate Guttman Heim befindet sich seit der andersweitigen Besetzung seiner Räume in Tormersdorf b/Rothenburg, Ober-Lausitz. Wahrscheinlich werde ich dorthin übersiedeln. Zwar wohnen dort acht bis neun Herren in einem großen Zimmer, aber was bleibt mir übrig? [...] Über kurz oder lang müssen wir alle unsere Stadt verlassen.“¹⁷

Im August 1941 fanden weitere Deportationen nach Tormersdorf statt, die beschönigend „Wohnungsaktionen“ genannt wurden. Sie betrafen BewohnerInnen aus zehn Breslauer „Judenhäusern“ bei der ersten, aus 31 Grundstücken bei der zweiten sowie aus 32 Grundstücken bei der dritten Aktion im September 1941. Zwei weitere „Wohngemeinschaften“ für mehrere Hundert Breslauer Jüdinnen und Juden wurden im Kloster Grüssau (*Krzyszów*) und im ehemaligen Lager des RAD in Riebzig (*Rybna*) bei Brieg eingerichtet. Von allen drei Orten aus wurden die BewohnerInnen nach Theresienstadt oder Auschwitz deportiert, manchmal über eine letzte Zwischenstation in Breslau. Ende November 1941 begannen in Breslau die großen Deportationsaktionen: Der erste Transport von Jüdinnen und Juden aus Breslau (1.005 Personen) verließ die Stadt

16 Anonyme Postkarte von „G. H.“, Postkarte als Dokument, in: Mitteilungen des Verbands ehemaliger Breslauer und Schlesier in Israel (MV) 45, 1979, S. 13. Orthografische Fehler im Original.

17 Ebenda.

nach Kaunas, wo alle Deportierten umgehend erschossen wurden. Weitere zehn Transporte in verschiedene Lager folgten bis April 1944. Insgesamt wurden mehr als 7.000 Breslauer und schlesische Jüdinnen und Juden deportiert und die Breslauer Gemeinde ausgelöscht.

Erzwungene Wohnungswechsel in Breslau am Beispiel der Familie Aufrichtig

Die einschneidenden Veränderungen der Wohnsituation für Jüdinnen und Juden in Breslau, ihre Zwangsumsiedlungen in „Judenhäuser“ und die Übergriffe auf diese Häuser beschrieb Kenneth James Arkwright, geboren 1929 als Klaus Aufrichtig, anhand der Erfahrungen seiner Familie.¹⁸ Seit 1916 wohnte sie mit den Großeltern Isidor und Emma Aufrichtig in der Charlottenstraße 8 (*ul. Krucza*), in einem „eleganten und luxuriösen Umfeld frei von finanziellen Sorgen“¹⁹. Die Wohnung hatte 15 Zimmer, die meisten Möbel waren extra angefertigt worden. Das Wohnviertel mit großbürgerlichen Gründerzeithäusern südlich des Zentrums im Stadtteil Kleinburg (*Borek*) war besonders bei den wohlhabenderen BreslauerInnen beliebt. Nachdem der Vater Rudolf Aufrichtig (1893–1978) als „Nicht-Arier“ seine Position als leitender Mitarbeiter einer Schuhgroßhandelsfirma 1934 verloren hatte, musste die Familie ihren „Lebensstil an die neuen Umstände anpassen“: Sie zog am 20. Juli 1937 in eine Vierzimmerwohnung in der Gabitzstraße 136 (*ul. Gajowicka*), davon musste sie zwei Zimmer untervermieten. Rudolf Aufrichtig arbeitete für verschiedene kleine Firmen, doch die letzte Anstellung endete – so schreibt Kenneth James Arkwright – „als das Geschäft im Zuge der Reichspogromnacht verwüstet wurde“.²⁰ Mit anderen Breslauer Juden wurde er zum Autobahnbau nach Niedersachsen geschickt, arbeitete dann als Erzieher der älteren Jungen und als Hausmeister im jüdischen Waisenhaus in der Gräbschenerstraße 61–65 (*ul. Grabiszyńska*), das 1881 als „Israelitische Waisenverpflegungs-Anstalt“ gegründet worden war. Am 5. Juli 1939 zog die Familie Aufrichtig ein:

„Wir zogen in das Zimmer des Hausmeisters im Keller des Breslauer Kinderheims der ‚Reichsvereinigung der Juden in Deutschland‘. Das kleine

18 Kenneth James Arkwright, *Jenseits des Überlebens. Von Breslau nach Australien*, hrsg. v. Katharina Friedla u. Uwe Neumärker, Berlin 2011.

19 Ebenda, S. 12.

20 Ebenda, S. 21.

Zimmer lag im Souterrain neben dem Kesselraum und hatte kein Fenster, nur ein Oberlichtfenster, das etwas frische Luft und Tageslicht hereinließ. All unsere überflüssigen Sachen mussten wir verkaufen, um die Ausstattung von 15 Zimmern auf ein Zimmer zu reduzieren. [...] Unter unserem Bett bewahrten wir einige Kartons mit unseren größten Schätzen auf, von denen zu trennen wir noch nicht bereit waren.“²¹

Die Räumung der großen Wohnung, in der die Familie mit drei Generationen 23 Jahre lang gewohnt hatte, war nicht einfach – diese Erfahrung machten viele und innerhalb „von ein bis zwei Tagen mussten manchmal ganze Lebenswerke [...] geräumt, verkauft, untergestellt werden“.²²

Die Mutter, Frieda Aufrichtig, geb. Schneider (1904–1989), die 1928 zum Judentum übergetreten war, arbeitete als Hauswartin, Küchenleiterin und Haushälterin ebenfalls im Waisenhaus. Klaus Aufrichtig konnte mit den jüdischen Heimkindern, die oft aus kleineren Orten Schlesiens stammten, spielen und behielt diese Zeit in guter Erinnerung:

„Im Juli 1939 wurde das jüdische Waisenhaus in ein Kinderheim umgewandelt [...]. Es war ein glückliches Zuhause für über hundert Jungen und Mädchen, mich eingeschlossen [...]. Ich schlief in unserem kleinen Zimmer, doch den Rest der Zeit verbrachte ich mit den anderen Kindern. Wir waren wie eine große, glückliche Familie.“²³

Das in der Pogromnacht 1938 von der Gestapo versiegelte Jüdische Museum im ersten Stock und die Synagoge im Haus wurden Ende 1939 geöffnet, alle wertvollen Gegenstände beschlagnahmt. Die kleine Synagoge durfte nun freitags wieder genutzt werden und bot Klaus Aufrichtig die Möglichkeit, seinen Glauben zu praktizieren: „Ich war an der Reihe, den Freitagsgottesdienst zu leiten. Es war eine besondere Erfahrung, eine wunderschöne Synagoge erneut einzuweihen – an einem Ort und zu einer Zeit, da die Schließung und Verwüstung von Synagogen alltäglich war.“²⁴ Eine weitere Erfahrung war hier noch möglich, als Klaus Aufrichtig 1940 zum 11. Geburtstag einen Goldfisch ge-

21 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 37–38.

22 Karla Wolff, *Ich blieb zurück. Erinnerungen aus Breslau und Israel*, hrsg. u. mit einem Nachwort versehen v. Ingo Loose, mit einem Geleitwort v. Uwe Neumärker, Berlin 2012, S. 55.

23 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 38.

24 Ebenda, S. 39.

schenkt bekam: „Er teilte mit uns das bereits überfüllte Zimmer, aber sich um ihn zu kümmern, bot mir die Möglichkeit, eine der einfachen Freuden des Lebens zu genießen.“²⁵

Nachdem das Waisenhaus am 8. September 1940 von der Gestapo geräumt worden war,²⁶ brachte die Jüdische Gemeinde die Familie in der „Villa des jüdischen Architekten Paul Ehrlich²⁷ [...] unter. Das Haus [in der Kurfürstenstraße 25 (*ul. Raclawicka*)] war prachtvoll, aber völlig ungeeignet für so viele Personen. Wir schliefen alle auf dem Boden [...]“²⁸ Ab März 1941 war dieses Haus auf der Liste der „Judenhäuser“ verzeichnet, ebenso wie das Gebäude der „Gesellschaft der Freunde“ in der Neuen Graupenstraße 3–4 (*ul. Sądowa*), in dem die Familie am nächsten Tag einquartiert wurde: „Dort schliefen wir im Tanzsaal in Doppelstockbetten, die mit Strohsäcken ausgelegt waren.“²⁹ Auch diese Unterbringung war nicht tragbar und so kam die Familie vom 4. Oktober bis zum 4. November 1940 in das „große Jüdische Altersheim in der Kirschallee“ [81] (*al. Wiśniowa*). Das Altersheim war zum 1. November 1940 geräumt worden, um darin die „Volksdeutsche Mittelstelle“³⁰ unterzubringen.³¹ „Als dieses Gebäude auch enteignet wurde, mussten wir weiterziehen“, schrieb Arkwright in seinen Memoiren. Die nächste Station war „eine Zweizimmerwohnung in einem ‚Judenhaus‘ in der Kopischstraße 65 [*ul. Stalowa*]“³². Die kleine Wohnung teilte sich Familie Aufrichtig mit den Korngrüns und ihrem

25 Am 15. 5. 1942 wurde es Juden und Jüdinnen verboten, Haustiere zu halten.

26 Vgl.: MV 62, 1997, S. 8. Hier nennt Klaus Aufrichtig den 10. 9. 1940 als Tag der Räumung.

27 Das Haus wurde schon am 15. 3. 1941 vom Luftgaukommando requiriert. APW Sign. 82/172/0/1.14/9976.

28 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 42.

29 Laut Angaben in MV 62, 1997, S. 9, wohnte die Familie dort von 11. 9. – 3. 10. 1940. Die „Gesellschaft der Freunde“ war 1821 als „Verein toleranter weltoffener liberaler Bürger“ zum Zweck der „Wohlfahrt für ihre Mitglieder und deren Hinterbliebene sowie zur sittlichen und kulturellen Erbauung“ gegründet worden. 1877 wurde ihr repräsentativer Sitz im Stil der Neorenaissance in der Neuen Graupenstraße eröffnet. Als Ort gepflegter Geselligkeit, von Bildungs- und Kulturprogrammen stand es allen BürgerInnen offen. 1930/31 hatte die Gesellschaft 532 aktive Mitglieder. In der nationalsozialistischen Zeit diente es als jüdisches Kulturzentrum, in dem der „Kulturbund deutscher Juden“ Veranstaltungen durchführte. Zunehmend übernahm das Haus Funktionen anderer Einrichtungen (als Schulraum, Waisenhaus, Altersheim, Wohnung, Betsaal, Sammelstelle).

30 Die Volksdeutsche Mittelstelle war für die außerhalb des Deutschen Reiches lebenden „Volksdeutschen“ zuständig, vor allem für ihre Umsiedlung in annektierte Gebiete im Osten.

31 Roland B. Müller, *Auf den Spuren der Breslauer Synagogengemeinde bis zur Shoah. Fakten – Personen – Geschichten*, Leipzig 2018, S. 77.

32 Unter den Stiftungen mit „billigen Wohnungen in Breslau“ wird die Kopischstraße 65 als Haus der Stahl-Stiftung genannt. Vgl.: MV 73, 2002, S. 20.

Sohn. Die Familien kannten sich schon lange, da sie zuvor bereits in der Nachbarschaft gewohnt hatten.³³ Familie Aufrichtig lebte hier bis zum Sommer 1942 in einem Zimmer. Das Haus war im Besitz der Jüdischen Gemeinde und wurde im März 1941 zum „Judenhaus“ deklariert. Im November 1941 wurde die Familie Korngrün³⁴ frühmorgens von der Gestapo abgeholt, ihr Zimmer versiegelt: „Von Frau Korngrün wurde erwartet, dass sie sich im Beisein der Gestapomänner ankleidete, doch sie hatte noch den Mut, sie für einige Minuten aus dem Zimmer zu werfen.“³⁵ Klaus Aufrichtig half der Familie und begleitete sie zum Schießwerder-Sammelplatz, wo sie mit dem ersten Transport von Breslauer Juden und Jüdinnen Breslau am 25. November verließ, nach Kaunas deportiert und dort am 29. November 1941 ermordet wurde.



**Ehemaliges „Judenhaus“
in der Kopischstraße 65
(heute ul. Stalowa),
Aufnahme 2018. Das
Haus wurde in dieser
Funktion bis maximal
1943 genutzt.**

Maria Luft

33 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 44.

34 Leopold Korngrün, geb. 20. 8. 1885 Wien, Charlotte Fanny Korngrün, geb. Weinberg, geb. 12. 2. 1897 Breslau, und Heinz-Otto Korngrün, geb. 15. 9. 1930 Breslau.

35 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 45.

„Unvergesslich“ war für Aufrichtig auch der 19. September 1941, „der erste Tag, an dem wir den Stern getragen haben. Wir wohnten in der Kopischstrasse. Das war noch sehr elegant im Vergleich zu den meisten jüdischen Familien, die schon in der Sonnen-, Zimmer, Wall-, Alsen- und Antonienstrasse wohnten. Aber wir mussten bis zur Wallstrasse zum Gottesdienst laufen. Das war ein weiter Weg. Nicht zu weit zu laufen, aber sehr lang, um angepöbelt zu werden.“³⁶

Auf die Kennzeichnung der einzelnen Personen folgte im Frühjahr 1942 als nächster Schritt die Kennzeichnung der „Judenhäuser“ mit einem weißen Stern aus Papier oder Pappe – so wurden auch die von Juden und Jüdinnen bewohnten Häuser und Wohnungen im städtischen Raum als nicht dazu gehörend und schutzlos markiert.

Am 10. Juni 1942 musste Familie Aufrichtig die Wohnung in der Kopischstraße „wie üblich“ innerhalb von 48 Stunden räumen. Dies brachte eine „gewisse Erleichterung“, schrieb Kenneth James Arkwright später –, denn „wir kamen nicht umhin, [...], andauernd auf die versiegelte Tür zu sehen und zu überlegen, was aus ihnen [den Korngrüns] geworden war. Die Kochtöpfe, Teller und Löffel, die sie in der Küche zurücklassen mussten, behandelten wir mit großem Respekt, als ob dies die Gewalt, die den Korngrüns zuteil wurde, wiedergutmachen konnte.“³⁷

Familie Aufrichtig wurde nun in eine Fünf-Zimmer-Wohnung in das „Judenhaus“ in der Zimmerstraße 5/7 (*ul. Lelewela*) zwangsumgesiedelt. In jedem Zimmer war eine jüdische Familie untergebracht, „alle teilten sich die kleine Küche und das Bad“. Trotz der noch größeren Enge bot die neue Wohnung eine Chance für Klaus Aufrichtig: Einer der Nachbarn, Herr Armer, durfte in einem der Zimmer eine kleine Schlosserwerkstatt betreiben, „um Metallarbeiten für die verbliebenen Juden zu erledigen“. Er nahm Klaus mit in seine Werkstatt und lehrte ihn wie einen Lehrling, Schlösser und Schlüssel herzustellen und zu schweißen. Sein Vater dagegen unterrichtete ihn abends „in Latein, Griechisch, Geschichte, Französisch und vielem mehr“. In seiner freien Zeit fand Klaus Aufrichtig „Zuflucht in der Musik. Ich hatte schon seit einigen Jahren Geigenunterricht bei dem einstmals zweiten Konzertmeister des Breslauer Opernhouses und der schlesischen Philharmonie, Siegfried Rosenthal, der in privilegierter Mischehe lebte. Er wohnte uns geradeüber in der Zimmerstrasse und wie gewöhnlich ging ich am Abend zu meiner Stunde.“³⁸

36 Klaus Aufrichtig, Das letzte Gebet, in: MV 32, 1972, S. 15.

37 Arkwright, Jenseits des Überlebens, S. 46.

38 Klaus Aufrichtig-Arkwright, Auf Nimmerwiedersehen, in: MV 64, 1998, S. 3.

Eine Musikstunde wurde durch den Besuch der ehemaligen zweiten Geigerin der schlesischen Philharmonie, Elfriede Breslauer, unterbrochen. Sie hatte eine Vorladung in den Freundesaal bekommen, wo sie sich am nächsten Morgen zur Deportation melden sollte – der Unterricht war beendet.

Im Sommer 1943 kam ein „Offizier der Breslauer Gestapo, Herr Marsch, [...] zu uns in die Zimmerstraße und nahm eine Inspektion der Räume aller fünf dort wohnenden Familien vor. Im Zimmer von Jacob Cohen entdeckte er einen wunderschönen Perserteppich, der als Erinnerung an bessere Zeiten diente.“³⁹

Herbert Marsch teilte daraufhin Jacob Cohen den Räumungsbefehl mit und bemerkte, der Perserteppich gefiele ihm. Als Cohen ihm den Teppich anbot, durfte die Familie einen Monat länger bleiben und der nächste Aufenthaltsort wurde als „ziemlich bequem“ angekündigt. Tatsächlich durften die Familien noch einen Monat in der Zimmerstraße bleiben. Gemeinsam mit Familie Cohen zog die Familie Aufrichtig am 25. August 1943 in eine Dreizimmerwohnung in der Wallstraße 31 (*ul. Włodkowica*).⁴⁰ Familie Aufrichtig bekam das Zimmer zum kleinen, dunklen Hinterhof. Klaus Aufrichtig musste nun Zwangsarbeit in der Chemiefabrik Carl Boeger & Co in der Alsenstraße leisten, sein Vater war Zwangsarbeiter in der Papierfabrik in Sacrau (*Zakrzów*) und seine Mutter musste nachts die Breslauer Straßenbahnwaggons reinigen.⁴¹

Auch in dieser Zeit wurde – trotz Versammlungsverbots seit 1944 – der wöchentliche Sabbatgottesdienst heimlich im Zimmer des Schreiners Korotowski⁴² im „Judenhaus“ in der Fischergasse 14 (*ul. Rybacka*) fortgesetzt, „das zugleich Küche, Schlaf- und Wohnzimmer war. [...] Gebete wurden nicht gesungen, sondern geflüstert, damit keiner sie im Treppenhaus hören konnte. Einer hielt immer Wache im Flur.“⁴³ Das jüdische religiöse Leben war legal nicht mehr möglich, wurde aber im „Judenhaus“ trotzdem praktiziert. So wurde das „Judenhaus“ hier nicht nur per Zwangseinweisung jüdischer Bewohnerinnen und Bewohner zu einem dezidiert jüdischen Raum, sondern auch durch das Aufrechterhalten jüdischer Traditionen im Alltag und durch das gemeinsame Gebet von verbliebenen Gemeindemitgliedern.

39 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 61–62.

40 Vgl. APW Sign. 82/28/0/101/1063.

41 Klaus Aufrichtig-Arkwright, *Unvergessene Junge Freunde*, in: MV 62, 1997, S. 9.

42 Laut Breslauer Adressbuch von 1941 ist der Name „Korytowski“. Vgl. auch: Aufrichtig, *Das letzte Gebet*, S. 15. Hier schreibt Klaus Aufrichtig auch über das weitere Schicksal des Tischlers, der dem Arbeitslager entkam, nach Breslau zurückging, aber außerhalb der Stadt mit einigen anderen zurückgekehrten Juden erschossen worden sein soll.

43 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 63.

Im September 1944 wurde Klaus Aufrichtig zur Zwangsarbeit ins Lager Kurzbach-Grünthal gebracht, wo er auf seinen bereits zuvor deportierten Vater traf. Seine Mutter verblieb in der Wallstraße 31. Klaus Aufrichtig konnte während des Todesmarschs 1944 fliehen und gelangte nach Bayern. Er kehrte nach Breslau zurück und wohnte bis zum 9. September 1945 wieder in der Wallstraße 31. Er lebt heute in Australien.

**Ehemaliges „Judenhaus“
in der Wallstraße 31 (heute
ul. Włodkowica), Aufnahme
2018. Das Haus wurde
in dieser Funktion bis
Kriegsende genutzt. Frieda
Aufrichtig wohnte dort noch,
als ihr Sohn Klaus nach
Kriegsende nach Breslau
zurückkehrte.**

Maria Luft



Zwischenresümee: Erzwungene Wohnungswechsel

Von Sommer 1939 bis Kriegsende lebte die dreiköpfige Familie Aufrichtig in nur einem Zimmer (kurzzeitig auch in Massenunterkünften) bei sich verschlechternden Bedingungen und einer immer höheren Anzahl von BewohnerInnen pro Wohnung. Der Weg führte die Familie von einer „besseren“ Wohn-

gend über verschiedene Zwischenstationen in Arbeitervierteln bis zu den Häusern in der direkten Umgebung der Synagogengemeinde in der Wallstraße. Er kann als typisch für die Verdrängung aus dem Breslauer Stadtraum gelten.

Die von Arkwright geschilderten Erfahrungen machen die Bedeutung des Verlusts der eigenen Wohnung als einem besonders geschützten Raum deutlich. Die zwangsweisen Wohnungswechsel bedeuteten Entwurzelung, Ortlosigkeit, Verunsicherung. Sie hatten Einschränkungen und Fremdheit zur Folge, den Verlust von vertrauter Umgebung, persönlichen Gegenständen, und damit verbunden auch von Identität. Zugleich aber verdichtete sich die Raumerfahrung („alles in einem Zimmer“, „vollgestopft“) immer mehr und auch fremde Personen mussten auf engem Raum zusammenleben. Um möglichst viel Normalität aufrechtzuerhalten, musste das Zimmer zunehmend multifunktional genutzt werden, nicht nur als Schlaf- und Wohnraum, sondern auch als Werkstatt oder Lernort, Schul- und Gebetsraum. Außergewöhnliche Ausstattungen von Räumen in manchen „Judenhäusern“ – etwa mit einem Flügel oder als Werkstatt – wurden für Musikunterricht und eine berufliche Ausbildung genutzt. Auch wenn die „Judenhäuser“ zwangsbestimmt waren, wurden sie dennoch von den Bewohnerinnen und Bewohnern als Orte des jüdischen Alltagslebens und religiöser jüdischer Praxis genutzt.

Mit der räumlichen Einengung verbunden war außerdem eine Einschränkung und Begrenzung des Bewegungsradius und ganz allgemein der Freiheit, da externe Räume so gut wie nicht mehr genutzt werden durften. Die Zwangssituation war zudem verbunden mit einer „Zwangskommunikation“ mit den anderen BewohnerInnen der Wohnung, mit einem Verlust an Privatheit. Sie bedeutete den Verlust der Wohnung als Rückzugs- und Schutzort. Ganz im Gegenteil wurden Wohnungen auch zu Orten der Überwachung, der Gefahr, der Gewalt und Willkür oder der Verhaftung.

Deutlich wird hier auch, dass Arkwright sehr jung war, als er diese Erfahrungen machte und in seinen Erinnerungen die Perspektive eines Kindes bzw. Jugendlichen bestimmend ist. Ein (leider nicht vorhandener) Bericht aus dem Blickwinkel eines Erwachsenen hätte vermutlich andere und deutlich negativere Erfahrungen mit der Zwangssituation in den Vordergrund gestellt – etwa den Vergleich zum vorherigen selbstbestimmten Leben, Anpassungsschwierigkeiten, Konflikte, Verlusterlebnisse und Existenzängste.

Nicht zuletzt bleibt zu berücksichtigen, dass die Familie durch die „arische“ Herkunft von Frieda Aufrichtig geschützt war. Die Aufrichtigs gehörten zu den letzten verbliebenen „Mischehen“, die das Kriegsende in Breslau erlebten.

Stiftungshäuser als „Judenhäuser“

Im Folgenden sollen einzelne Beispiele der Breslauer „Judenhäuser“-Liste näher vorgestellt und die dortigen Lebensbedingungen näher betrachtet werden. In Breslau gab es eine Reihe von Stiftungshäusern, die günstigen Wohnraum für sozial schwache (nicht nur jüdische) MieterInnen zur Verfügung stellten. Zum Teil bekamen die BewohnerInnen Mietbeihilfen oder durften sogar mietfrei wohnen.

Zufluchtshaus Friedrich-Wilhelm-Straße 25 (ul. Legnicka)

Im Zufluchtshaus der Commerzienrat Fränkel'schen Stiftung in der Friedrich-Wilhelm-Straße 25 (später: Willmannstraße 1/3, *ul. Legnicka/ul. Szczepańska*) wurde noch 1904 die Synagoge mit einer Empore im ersten Stock erweitert. Die finanzielle Lage der Stiftung entwickelte sich nicht gut, dennoch wurde das Haus 1939 – vermutlich aufgrund der allgemeinen prekären Wohnungssituation – umgebaut. Dafür wurde die Synagoge aufgegeben, an ihrer Stelle bauten die Architekten-Brüder Paul und Richard Ehrlich acht Kleinwohnungen im Erd- und Obergeschoss ein. Ende 1939/Anfang 1940 waren die Stiftungswohnungen trotz Mangels an Brennmaterial soweit fertiggestellt, dass die Suche nach künftigen BewohnerInnen und Bewohnern beginnen konnte. Vorgesehen waren je vier Parteien und ein Badezimmer im Erd- und im Obergeschoss sowie eine Hausmeisterwohnung im Dachgeschoss. Im ersten Stock hatte auch der Arzt des Zufluchtshauses, Dr. Hans Fraenkel, einen Raum. Jede Person sollte 1.500 Reichsmark einzahlen, um den Bau zu finanzieren, konnte dann aber „freie Wohnung, Beheizung, Beleuchtung, Bedienung und freie ärztliche Betreuung“ genießen.⁴⁴ Besonders berücksichtigt werden sollten Personen, deren bisherige Wohnung gekündigt worden war. Die zwischen 13 und 20 Quadratmeter großen Zimmer wurden zum Teil mit zwei Personen belegt. Die meisten BewohnerInnen waren ältere Menschen.

Die Schwestern Emma Roth (geb. 1879) und Flora Tichauer (geb. 1880), die ihre Wohnungen im Wohnheim der bereits „arisierten“ Hille'schen Stiftung zwangsweise verlassen mussten, gehörten am 28. Februar 1940 zu den ersten BewohnerInnen des umgebauten Hauses.⁴⁵ Seit September 1939 hatte es langwierige Verhandlungen mit der Stiftung um ihren Einzug gegeben, da sie nicht

44 AŽIH 105/1160, S. 4.

45 Ebenda, S. 468.

in der Lage waren, die für zwei Personen geforderten 3.000 Reichsmark aufzubringen. Schließlich übernahm die Gemeinde – nach Zusicherung strengster Diskretion – für die Schwestern als entfernte Verwandte des verstorbenen Vorsitzenden des Gemeindevorstands und Wohltäters der Gemeinde, Lippmann Bloch, den Fehlbetrag. Die Schwestern bewohnten Zimmer 6 (12,8 qm) und 7 (13,8 qm) im Obergeschoss. Im Jahr 1941 kam das Haus auf der Liste der Breslauer „Judenhäuser“. Der Aufenthalt der Schwestern endete im Oktober 1941, als beide Frauen im Rahmen der „Juden-Wohnaktion“ ins Sammellager Grüssau gebracht wurden, ebenso wie ihre Nachbarin Minna Brill (geb. 1876) aus Zimmer Nr. 5 im Obergeschoss des Zufluchtshauses. In Grüssau trennten sich die Wege der drei Nachbarinnen, die – jeweils ein letztes Mal via Breslau – nach Izbica (Emma Roth), in den Distrikt Lublin (Flora Tichauer) und nach Theresienstadt (Minna Brill am 27. Juli 1942, am 23. September 1942 weiter in das Vernichtungslager Treblinka) deportiert wurden.

Bei der IV. Deportationsaktion nach Theresienstadt am 26. Juli 1942 gehörten zu den Opfern unter den Bewohnerinnen und Bewohnern der Friedrich-Wilhelm-Straße 25 bzw. Willmannstraße 1–3 auch die vier anderen Personen, die als Erste in die neu gebauten Kleinwohnungen eingezogen waren. Sie kamen entweder in Theresienstadt oder nach weiterer Deportation in Treblinka bzw. Auschwitz ums Leben (die achte Bewohnerin aus dem Kreis der „Neuen“ verstarb im Januar 1942 in Breslau). Das Beispiel zeigt, dass die „Judenhäuser“ gezielt zur Konzentration der jüdischen Bevölkerung und zur Vorbereitung der Deportationen eingesetzt wurden.

Sonnenstraße 19–21 (ul. Iwana Pawłowa)

Die Häuser in der Sonnenstraße 19–21 gehörten der Kommerzienrat Adolf und Mathilde Sternberg-Stiftung. Sie waren in den 1870er Jahren gebaut worden und bestanden jeweils aus Vorder- und Hinterhaus sowie einem Seitenhaus (Nr. 21). Zusammen mit dem Haus Nr. 17 bildeten sie eine große geschlossene Anlage mit Innenhof. Im März 1941 befanden sich die Häuser Sonnenstraße 19 und 21 auf der Liste der „Judenhäuser“.

Die IX. Deportation vom Juni 1943 nach Theresienstadt bedeutete das Ende des sozialen Lebens der Gemeinde,⁴⁶ zurück blieben nur noch einige

46 Alfred Konieczny, *Deportacje dolnośląskich Żydów do obozu-getta Theresienstadt w latach 1942–1944*, in: *Studia nad Faszyzmem i Zbrodniami Hitlerowskimi XXVIII*, Wrocław 2005, S. 493–525, hier 515.

hundert Juden und Jüdinnen – vor allem in „Mischehen“ und „Mischlinge“. Für sie wurden die beiden Häuser in der Sonnenstraße bestimmt. Wolfgang Nossen (1931–2019) berichtete, dass seine Familie 1943 ihre Wohnung in der Bohrauer Straße 24 räumen musste und „in ein Stadtghetto“ eingewiesen wurde⁴⁷ – er meinte damit das Hinterhaus der Sonnenstraße 21. Im 1. Stock hatte die siebenköpfige Familie zwei Zimmer mit Küche und Kabinett:

„Die Hausnummern 19 und 21 waren jüdischer Besitz und umfassten jeweils Vorder-, Seiten- und Hinterhaus mit fünf Etagen, also eine Menge Unterkunftsmöglichkeiten. Über dem Eingangstor prangten zwei Reliefs in Form des Davidsterns, dazwischen der Name der jüdischen Stiftung. Für uns war das wie Ghetto, jeder wusste und sprach von den Judenhäusern.“⁴⁸

Die Bezeichnung „Ghetto“, wie sie Wolfgang Nossen in Interviews immer wieder gebraucht hat, entspringt auch dieser räumlichen Erfahrung in der Sonnenstraße – die geschlossene Anlage der Gebäude verstärkte diese Empfindung, die beabsichtigte Konzentration und Isolierung der noch verbliebenen Jüdinnen und Juden in wenigen Häusern verstärkte vor allem für die Betroffenen selbst den Eindruck zunehmender Ghettoisierung. Über das Leben in der Sonnenstraße 21 berichtete Nossen, dass „Gestapobesuche [...] gang und gäbe [waren], sie verursachten reichlich Unbehagen bis Angst, denn es kam auch immer wieder zu Verhaftungen ohne Wiederkehr, d. h. Lagereinweisung, besonders 1944“.⁴⁹ Nossen betonte auch: „Alle Bewohner dieser ‚Judenhäuser‘ waren sog. Mischehen.“⁵⁰ Sein Vater war Jude, seine Mutter konvertierte vor der Hochzeit zum Judentum.⁵¹ Der Vater war Metzger – wie alle Männer der Familie Nossen – und verlor bereits mit dem Schächtverbot vom 21. April 1933

47 Kerstin Möhring, Wolfgang Nossen im Interview, in: *Der Mann, der Tacheles redet: Wolfgang Nossen*, Leipzig 2014, S. 13. Vergleichbar ist dies mit der Situation in Wien: Michaela Raggam-Blesch beschreibt, dass hier der 2. Bezirk wegen der hohen Konzentration an „Sammelwohnungen“ und der damit verbundenen Beschränkungen von jüdischen Überlebenden häufig als „Ghetto“ bezeichnet wurde. Vgl.: Michaela Raggam-Blesch, *Sammelwohnungen*, S. 93–94.

48 E-Mail von Wolfgang Nossen an die Verfasserin, 27. 2. 2017.

49 Ebenda. Bei der X. Deportation am 8. 1. 1944 wurden sechs BewohnerInnen des Hauses Sonnenstraße 21 und eine Person aus Haus Nr. 19 deportiert (von 74 Personen des Transports).

50 E-Mail von Wolfgang Nossen an die Verfasserin, 27. 2. 2017.

51 Auf Anraten des evangelischen Pfarrers von St. Salvator in Breslau, Dr. Heinrich Benckert (1907–1968), Mitglied der Bekennenden Kirche, trat sie 1939 wieder in die evangelische Kirche ein, um ihre Kinder zu schützen. Nach dem Krieg wechselte sie wieder in die jüdische Gemeinde. Vgl. Möhring, Wolfgang Nossen im Interview, S. 39.

seine Arbeit. Er wurde bis 1938 u. a. zum Autobahnbau und in der Zuckerfabrik Klettendorf eingesetzt, am 9. November 1938 verhaftet und in das KZ Buchenwald gebracht (bis März 1939). Wolfgang Nossen erinnert sich, dass sein Vater „im Frühjahr 1944 aus dem Ghetto heraus wieder verhaftet“⁵² wurde (gemeint ist wieder das „Judenhaus“ in der Sonnenstraße) und in das Außenlager Kurzbach-Grünthal des KZ Groß-Rosen kam. Nossen musste ab März 1944 Zwangsarbeit leisten und lebte mit seiner Mutter und vier Schwestern bis Februar 1945 in der Sonnenstraße 21. Die Familie konnte nach einem Bombenangriff russischer Bomber untertauchen und lebte bis zur Ausreise nach Erfurt am 12. September 1945 in verschiedenen Wohnungen im Stadtgebiet.

Endstation Wallstraße (ul. Włodkowica)

Die Wallstraße mit der Synagoge Zum Weißen Storch und dem Jüdisch-Theologischen Seminar war spätestens seit dem 19. Jahrhundert das Zentrum des jüdischen Breslau. Verschiedenste jüdische Einrichtungen und Häuser befanden sich in ihrer unmittelbaren Nähe. 1941 standen etliche dieser Häuser



**Synagoge
Zum
Weißen
Storch 2016**
Maria Luft

52 Möhring, Wolfgang Nossen im Interview, S. 20.

der Gemeinde, des Jüdisch-Theologischen Seminars, der Fraenckel'schen und der Caro-Stiftung auf der Liste der „Judenhäuser“. Das Jüdisch-Theologische Seminar (Wallstraße 14) wurde umgebaut, um mehr Menschen Wohnraum bieten zu können – hier wohnten viele ältere Menschen, auch Rabbiner Dr. Reinhold Lewin (1888–März 1943 Auschwitz) und seine Familie, sowie am Schluss „Mischehen“, wie Karla Wolff berichtete.⁵³ Die Konzentration jüdischer Einrichtungen aus dem Stadtgebiet in der Wallstraße reduzierte den jüdischen Raum in Breslau auf einige wenige Grundstücke in einer Straße, die in der Folge noch stärker als zuvor multifunktional genutzt werden mussten. Die Wallstraße wurde 1945 zur Anlaufstelle der ersten zurückkehrenden deutschen und der zuziehenden polnischen Jüdinnen und Juden, die hier einen Neuanfang des jüdischen Lebens im nun polnischen *Wrocław* versuchten.

Fazit: Leben in den Breslauer Stiftungshäusern

In Stiftungshäusern fanden viele – vor allem ältere – Breslauer Juden und Jüdinnen Zuflucht, wenn ihre Wohnungen aufgrund des „Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden“ gekündigt worden waren. Die Situation war geprägt von finanziellen Schwierigkeiten, von physischer Schwäche und Überforderung durch häufige Umzüge⁵⁴, von allgemeiner Unsicherheit (und insbesondere ungewissen Aussichten auf Emigration), von großer räumlicher Enge und Zwangssituationen im Zusammenleben mit fremden Personen. Die Stiftungshäuser wurden auch genutzt, um zwischen „Volljuden“ und „Mischehen“ bzw. „Mischlingen“ zu unterscheiden. Nach den Deportationen aller „Volljuden“ blieben schließlich nur noch Familien der letzten Gruppe übrig, die in einigen wenigen „Judenhäusern“ in der Sonnen-, Zimmer- und Wallstraße lebten.

Zu den bereits erwähnten physischen und psychischen Belastungen kam für die Bewohnerinnen und Bewohner von „Judenhäusern“ die Angst vor erneuten Zwangsumzügen, vor Willkür und Gewalt seitens der Gestapo in den Häusern und auch vor Deportationen hinzu. Die „Judenhäuser“ dienten der Gestapo nicht nur zur Überwachung ihrer jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner, sondern auch zu deren Konzentration an klar definierten Orten vor der

53 Wolff, *Ich blieb zurück*, S. 83.

54 Kenneth James Arkwright berichtete etwa von seiner Tante Meta Bernstein (1871–1942 Theresienstadt), dass sie eine Zeit lang „von einem Altersheim ins nächste ziehen“ musste und letztendlich „in einem der wenigen übriggebliebenen Räume der Jüdischen Gemeinde“ unterkam. Vgl. Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 52–53.

Deportation. Etliche Menschen sahen keinen Ausweg aus dieser Situation und wählten den Freitod, wenn sie eine Aufforderung erhalten hatten, sich an einer Sammelstelle einzufinden.⁵⁵ Arkwright erinnerte sich an ein solches Ereignis in einem jüdischen Wohnheim:

„Jeden Tag besuchte ich den einstigen Chorleiter in der Neuen Synagoge, Herrn Benjamin Pulvermacher, und seine Frau, eine bekannte Konzertpianistin. Sie waren ein liebenswertes altes Paar. Ihr kleines Zimmer war voller Fotos, Auszeichnungen und Trophäen aus den Glanzzeiten ihrer Karrieren. [...] Als ich am nächsten Tag mit dem Essen kam, stand ihre Tür weit offen. Nachbarn räumten die wertvollen Andenken weg und warfen sie in den Müll. Als sie mich sahen, waren sie überrascht, dass niemand mir gesagt hatte, dass die Pulvermachers sich umgebracht hatten – am Abend zuvor hatten sie das Gas in ihrem Zimmer aufgedreht. All das geschah am 26. August 1942.“⁵⁶

Bei Arkwright findet sich aber auch der Hinweis auf eine positive Wirkung „der häufigen Umzüge und des engen Zusammenlebens während der Verfolgung“, die viele Menschen zusammenschweißten und „besondere Freundschaften von Dauer“ entstehen ließen.⁵⁷ „Die Frage des Tages war Mensch zu bleiben und Hoffnung zu geben in dieser Zeit“, schrieb er 1972.⁵⁸

An der Schwelle zur Deportation. Zur Bedeutung der „Judenhäuser“ in der Shoah

Das Leben in den „Judenhäusern“ war kein „normales“ Wohnen, sondern Teil des Verfolgungsgeschehens. Für viele Breslauer Jüdinnen und Juden war die Zwangsunterkunft in einem der „Judenhäuser“ ihre letzte Adresse in Breslau vor der Deportation. Auswege aus einem Leben im „Judenhaus“ gab es nicht, abgesehen von (Frei-)Tod, riskantem Untertauchen oder (wenig Erfolg versprechender) Flucht.

55 Vgl. Daniel Bogacz, *Samobójstwa Niemieckich Żydów we Wrocławiu. Ze Studiów nad Zagładą Żydów w Okresie „Ostatecznego Rozwiązania“ Kwestii Żydowskiej (1941–1944), Studia nad Faszyzmem i Zbrodniami Hitlerowskimi XIII*, Wrocław 1996, S. 235–264.

56 Arkwright, *Jenseits des Überlebens*, S. 55–56. Die V. Breslauer Deportation ging am 30. 8. 1942 nach Theresienstadt.

57 Ebenda, S. 51.

58 Aufrichtig, *Das letzte Gebet*, S. 15.

Im Gesamtzusammenhang der Shoah lässt sich diese Situation auch als „Schwellensituation“ im Sinne des Ethnologen und Kulturwissenschaftlers Victor W. Turner⁵⁹ beschreiben – das „Judenhaus“ als Ort „dazwischen“ („in between“), als liminale Situation, als Leben im Zwischenzustand: Breslauer Juden und Jüdinnen werden nicht mehr als BewohnerInnen der Stadt akzeptiert, werden in der Folge von den übrigen „Volksgenossen“ und „Volksgenos-sinnen“ getrennt, nach und nach aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens ausgeschlossen und dürfen nicht mehr im öffentlichen Raum präsent sein. Sie werden – wenn auch noch innerhalb des städtischen Raums – gesondert untergebracht in „Judenhäusern“, eigens definierten und ab April 1942 auch äußerlich mit einem weißen Stern gekennzeichneten Räumen ohne (oder mit stark eingeschränkter) Privatsphäre, um von dort deportiert zu werden. Sie sind zwar physisch noch in Breslau, sind aber nicht mehr integraler, aktiver Bestandteil der Stadt. Der vorgezeichnete Weg aus der Stadt hinaus ist unabänderlich, die Deportation nur noch eine Frage der Zeit. Räumlich stehen sie an der Schwelle zur Deportation in einer Art „Niemandland“, sie sind aus der Wahrnehmung der Stadt bereits „ausgeblendet“.

Das Leben im „Judenhaus“ stellt demnach eine Übergangssituation dar. Victor W. Turner teilt Übergangsrituale – aufbauend auf Arnold van Genneps Drei-Phasen-Modell – in „Loslösung“ (*separation*), „Übergangs- oder Transformationsphase“ (*margin/lat. limen*) und „Eingliederung in den neuen Status“ (*aggregation*) ein.⁶⁰ So stellt er etwa fest, dass Menschen im Übergangszustand „für die Gesellschaft regelrecht als tot“ gelten, sie „sind von ihr abgetrennt“, müssen Demütigungen erdulden, ihr früherer Status wird zerstört, der neue Status vorbereitet, in „ihrer Nacktheit verdichten sich Hierarchielosigkeit und Egalität“.⁶¹ Trifft diese Beschreibung der Perspektive der Gesellschaft auch auf die Schwellensituation im „Judenhaus“ zu, so würde dies dafür sprechen, dass die Mehrheit der Breslauer Stadtbevölkerung die „Judenhäuser“ tatsächlich als Orte des Übergangs und Vorstufe zum Verschwinden der Juden und Jüdinnen, zur Deportation wahrgenommen hat und ihre BewohnerInnen „als tot“ für die Gesellschaft galten.

59 Der Terminus der Liminalität stammt aus der Feldforschung des Ethnologen Victor W. Turner auf der Suche nach einer humanwissenschaftlichen Synthese und geht zurück auf Anregungen durch Arnold van Genneps Studie zu „Übergangsriten“ (von 1909, erst 1960 ins Englische übersetzt und von Turner ca. 1963 rezipiert).

60 Victor Turner, *Betwixt and Between: The Liminal Period in Rites de Passage*, in: *The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual*, Ithaca, New York, 1967, S. 93–111, hier 94.

61 Peter J. Bräunlein, *In betwixt and between: „Liminalität“ und „Communitas“*, in: *Zur Aktualität von Victor W. Turner. Einleitung in sein Werk*, Wiesbaden 2012, S. 53.

Die Gemeinschaft des Schwellenzustands nannte Turner „Communitas“ und ordnete ihr ebenfalls Gegensatzpaare (Vergleich des Schwellenzustands zur Situation der bisherigen Struktur) zu, zum Beispiel: Homogenität vs. Heterogenität, Totalität vs. Partialität, Gleichheit vs. Ungleichheit, Nacktheit oder uniforme Kleidung vs. Kleidungsunterschiede, Selbstlosigkeit vs. Selbstsucht, Demut vs. gerechter Stolz auf Position, Schweigen vs. Sprechen. Im „Judenhaus“ ergibt sich diese Gemeinschaft nicht aus einer natürlichen Übergangssituation, die nach ihrem Ende modellgemäß⁶² in einen neuen (besseren) Statuszustand mündet, sondern aus einer gewaltsamen, erzwungenen und demütigenden Situation, die nach ihrem Ende zur Auslöschung der Menschen führen soll. Umso unwahrscheinlicher scheint es hier, Mitleid, Solidarität und gegenseitige Unterstützung zu erwarten. Dass diese trotzdem in „Judenhäusern“ praktiziert wurden, kann als ein Zeichen von menschlicher Stärke und Selbstbehauptung der jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner gesehen werden. Auch Marion A. Kaplan schreibt, dass es in verschiedenen Städten des Deutschen Reichs gelang, in den „Judenhäusern“ eine Gemeinschaft herzustellen:

„Jews living there created a community of connection and concern, some even finding a new ‚extended family‘. Holding on to their bourgeois values and way of life was a matter of integrity and identity, of resistance against ‚Aryan‘ dehumanization. Jews shared and bartered food with each other, consoled each other after the arrests of friends and family members, gave gifts and services.“⁶³

Turners Kategorien der „Liminalität“ und „Communitas“ können hier – wie in anderen kulturwissenschaftlichen Forschungsfeldern – auch für das Beispiel der „Judenhäuser“ in Breslau angewendet werden. Sie tragen dazu bei, sowohl den liminalen Charakter der „Judenhäuser“ als auch ihre Rolle in der Shoah besser zu verstehen. Ihren Bewohnerinnen und Bewohnern wurde eine Existenzform aufgezwungen, die mit Verfolgungserfahrungen innerhalb der letzten Wohnungen in der Stadt einherging und eine direkte Vorstufe zu ihrer Vernichtung darstellte. Stärker als bisher können „Judenhäuser“ auch als damals gesellschaftlich akzeptierte Orte der Ausgrenzung verstanden werden.

62 Kritik wird immer wieder an Turners Weigerung geübt, die „dunklen“ Seiten von Liminalität und Communitas zur Kenntnis zu nehmen, wie dies hier beim Beispiel der „Judenhäuser“ der Fall ist. Vgl.: Peter J. Bräunlein, Zur Aktualität Victor Turners: Anregungen und Kritik, in: Zur Aktualität von Victor W. Turner, S. 152, 162.

63 Marion A. Kaplan, *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*, New York 1998, S. 155.